

Prof. Martina Löw, Stadtsoziologin Technische Universität Darmstadt

„Lebensorte und Lebenswelten“ am 05.07.2009 in Saarbrücken, Innenhof Stadtgalerie

Bausteine der Urbanität. Herausforderungen für Städte heute

Jeder 2. Mensch lebt heute als Städter/-in. Dieser an sich schon erstaunliche Befund wird noch übertroffen, wenn man sich vergegenwärtigt, dass Deutschland einen Urbanitätsgrad – d.h. einen Anteil von Stadtbevölkerung an der Gesamtbevölkerung – von 88% aufweist. Vor diesem Hintergrund kann man dem Architekten Rem Koolhaas nur zustimmen und als Gestaltungsaufgabe akzeptieren: „Heute gilt mehr denn je, die Stadt ist alles, was wir haben“ (Koolhaas 2000, orig. 1995: 329; Übersetzung M.L.). An den Städten und ihrer Vitalität wird sich die Zukunftsfähigkeit der Gesellschaft entscheiden. Folglich gilt es sich den großen Herausforderungen an Innenstadtentwicklung und Raumqualität, sozialer Heterogenität (der Altersgruppen und Kulturen) sowie an Bildungsausbau zu stellen. Folgende Tendenzen lassen sich als wesentliche Herausforderungen an Städte heute benennen.

1. Zurück in die Stadt: Wohnungen für alle

Heute gibt es erneut einen leichten Trend, zurück in die Stadt zu ziehen. Insbesondere die gut ausgebildeten Frauen votieren oft für einen Umzug in die Stadt, um in der Regel zwei Erwerbsbiografien, Kindererziehung und Ansprüche an Kultur vereinen zu können. In der Stadt sind die Infrastruktureinrichtungen zur flexiblen Kinderbetreuung besser. Man verliert nicht Lebenszeit durch Pendeln und das Angebot an kulturellen Einrichtungen ist größer und damit zielgruppengerechter (Allmendinger 2008: 28). Diese Entwicklung ist insofern erfreulich als durch den demografischen Wandel viele Städte mit Leerstand in den Innenstädten zu kämpfen haben, die zunehmende Versiegelung von Grünflächen durch den Einfamilienhausbau auf dem Land auf diese Weise reduziert werden kann und die Polarisierung von ganz arm und ganz reich in den Innenstädte aufgebrochen wird. Die Gruppen von Menschen im mittleren Alter mit und ohne Kinder werden in den Städten dringend gebraucht, sie sichern heterogene Alters- und Reichtumsmischungen. Dagegen steht auf der Seite der Herausforderungen, dass die Wohnungen in den Innenstädten häufig von der Größe und vom Preis her für Mehrpersonenhaushalte entweder unattraktiv oder unbezahlbar sind. Wohnungen mit zwei oder drei Zimmern sind selten (siehe Jekel/Frölich von Bodelschwingh 2008: 18). Dies zwingt zurzeit noch viele Familien aufgrund der Rahmenbedingungen des Wohnungsmarktes gegen ihre Wohnpräferenzen in die suburbanen Gebiete. Neue Wohnungen werden selten gebaut. 2007 lag die Wohnungsneubauquote bei 2,6 Wohnungen auf je 1000 Einwohner/-innen, davon liegt die Mehrzahl im hochpreisigen Segment (Jekel/Frölich von Bodelschwingh

2008: 21 f.). Eine vitale Stadt braucht ein vielfältiges bezahlbares Wohnungsangebot für alle sozialen Gruppen.

2. Demografie: Angebote für alle Altersgruppen

Allen Prognosen zufolge wird 2050 ein Drittel der Bevölkerung über 65 Jahre alt sein (Allmendinger 2008: 33). Nur die Hälfte der Bevölkerung ist dann im erwerbsfähigen Alter. Schon heute stehen Menschen nach der Erwerbsphase oft zwanzig bis dreißig Jahre zur freien Gestaltung zur Verfügung. Das Renteneintrittsalter liegt derzeit in Deutschland bei 62 Jahren. Die Beschäftigungsquote der 55-65jährigen ist die niedrigste in allen OECD Ländern (Siebel 2008: 41). Daraus ergeben sich neue Ansprüche an die Stadt, z.B. an ärztliche Versorgungsdichte, wohnbegleitende Dienstleistungen, ambulante Pflege- und Versorgungseinrichtungen für ältere Menschen, aber auch und vor allem an ehrenamtlichen Tätigkeiten, vielfältigen kulturellen Einrichtungen, altersgerechte Bildungseinrichtungen etc. Wenn man „Stadt für alle“ – ein Diktum, das mit dem Namen des Architekten Albert Speer verbunden ist – ernst nimmt, dann bedeutet das, konsequent jede Planungsentscheidung auf Altersgerechtigkeit hin zu befragen. Es heißt nicht, dass alle Stadtplanungen jeder Gruppe zugute kommen müssen, aber es beinhaltet die Einsicht, dass die Stadt für alle (Alters)Gruppen angemessen viele Angebote bereithalten muss, um attraktiv zu sein.

3. Migration: Kulturelle Vielfalt konsequent berücksichtigen

Wer nun darauf hofft, den Bevölkerungsrückgang und die damit drohende Schrumpfung der Städte durch Einwanderung auffangen zu können, muss enttäuscht werden. Seit 1949 wanderten 32 Millionen Menschen nach Deutschland ein. Im gleichen Zeitraum verließen 23 Millionen Menschen das Land. In den letzten Jahren gleichen sich – bedingt durch Migrationspolitik und schwieriger Wirtschaftslage – die Raten der Ein- und Auswanderung immer mehr an. Im Jahr 2006 zum Beispiel wanderten 662 000 Menschen nach Deutschland ein und 639 000 verließen im gleichen Zeitraum das Land (Dilger/Fürst 2008: 93). Zuwanderung führt nicht zu Bevölkerungswachstum, erzeugt aber heterogene, dichte Konstellationen in den Städten. Man schätzt, dass 15 Millionen Menschen in Deutschland einen Migrationshintergrund haben. Der Anteil an Ausländern liegt in vielen Städten bei 50 Prozent (ebda 2008: 95). Zwar gelten Heterogenität der Bevölkerung und multiethnische Konsumangebote als wesentliches Merkmal nicht nur einer lebendigen Stadt, sondern als Indiz für Stadt an sich, dennoch wird auf die unterschiedlichen kulturellen Gewohnheiten nur wenig Rücksicht genommen. Dies zeigt sich zum Beispiel darin, dass Mehrgenerationenhaushalte, wie sie in vielen Ländern üblich sind, in deutschen Städten kaum eine Chance haben, eine geeignete

Wohnung bzw. ein Haus zu finden. Hier bedeutet nachhaltige Stadtentwicklung kultursensibles Handeln.

4. Kompetenzarmut. Bildung vernetzen

Stadtplanung steht nicht nur vor der Aufgabe, Wohnumfeld und Arbeitsmöglichkeiten zu entwickeln, sondern auch Bildung optimal zu fördern. Da Deutschland ein rohstoffarmes Land ist, gehört Bildung nicht nur zu den identitätsbildenden Aspekten, sondern auch zu den ökonomischen Investitionsbereichen. Somit wird es gleichzeitig zur Frage der Gerechtigkeit wie der Wirtschaftlichkeit wenn im „Programme of International Student Assessment“, kurz PISA genannt, deutlich belegt wird, dass die Schere der Schulkompetenzen zwischen Jungen und Mädchen deutlich auseinander klafft. Im Jahr 2000 lag der Anteil kompetenzarmer Mädchen bei 18,1 Prozent, heute sind es nur noch 14,2 Prozent. Bei Jungen steigt dagegen der Anteil von 25,5 Prozent auf 28 Prozent (Allmendinger 2008: 36). Fast ein Viertel der Jungen muss als kompetenzarm, zum Teil sogar als funktionale Analphabeten, die Buchstaben erkennen sowie ihren Namen und ein paar Wörter schreiben können, aber kein Sinnverständnis für Texte haben, bezeichnet werden. Umgekehrt sind die wirklich guten Schüler/-innen selten Jungen. Schulen sind Orte der Nachbarschaft. Sie gilt es als zentrale Institutionen zur Gestaltung des Miteinanders auszubauen. Schulen sind aber auch Teil von städtischen Bildungsfigurationen. Nur wenn alle Einrichtungen koordiniert zusammenarbeiten, kann es gelingen, dass Kompetenzarmut gendersensibel reduziert wird. Dazu gehört aber, dass Städte sich als Einheiten verstehen, die viele Bildungseinrichtungen anbieten, nicht einzelne Schulen für sich alleine agieren.

5. Wirtschaften: Ökonomie und Raumqualitäten zusammendenken

Städte gelten häufig dann als attraktiv, wenn sie ein ästhetisch ansprechendes, gleichzeitig von der Angebotsstruktur vielfältiges Zentrum aufweisen. Gerade im Bereich Handel fehlt jedoch mittlerweile die Ausdifferenzierung. In einem Land wie Nordrhein-Westfalen (als Beispiel) gibt es zurzeit „rund 1400 Verbrauchermärkte und SB-Warenhäuser, etwas 600 Baumärkte und ebenso viele Möbelmärkte – alles Großeinrichtungen, selten älter als 15 Jahre“ (Hatzfeld 2008: 65). In einigen Städten liegt das Handelsflächenwachstum in städtischen Randgebieten bei fast 50 Prozent, während in den Innenstädten Rückgänge der Handelsflächen durch Schließung zu beklagen sind. Gravierender noch ist die Umsatzentwicklung. Diese kann bis zu 30 Prozent zurückgehen, wenn am Stadtrand große Einkaufs- und Erlebnisareale etabliert werden (insbesondere zum Fall Oberhausen ebda: 67). Die Ansiedlung innerstädtischer Einkaufszentren kann wenigstens die für europäische Städte identitäre Zent-

rumsbildung stabilisieren. Die Menschen verbringen dann ihre freie Zeit in der Innenstadt. Sie führt aber auch zu einer Homogenisierung der Städte durch die Ansiedlung von Filialen weltweit agierender Unternehmen und eine damit einhergehende Verdrängung des lokalen Einzelhandels. Der Filialisierungsgrad in den besten Lagen (in der Regel Fußgängerzonen) beträgt in Deutschland zwischen 50 und 80 Prozent, wobei zwischen 70 und 80 Prozent die Regel ist. Damit stellt sich für Stadtentwicklung die Herausforderung zu eruieren, welche Erwartungen heute noch an den öffentlichen Raum gestellt werden. Reicht unspezifischer Konsum? Gibt es überhaupt Erwartungen an den öffentlichen Raum, die über Freizeitqualitäten hinausgehen? Welche Qualitäten werden von der Innenstadt erwartet?

Diese Herausforderungen an ein ausgewogenes Verhältnis zwischen Homogenisierung und Identität, an gleiche Aufmerksamkeit für Wohnen und die Gestaltung des öffentlichen Raum, an attraktiven Angeboten und optimaler Förderung für alle sozialen Gruppen kann nicht nach einem einheitlichen Schema für alle Städte gelingen. In Zeiten technologischer, architektonischer und kultureller Homogenisierung gewinnt das lokal Spezifische neue Bedeutung. Gleiche Produkte werden vor Ort unterschiedlich genutzt und interpretiert. Städte stehen heute unter einem kaum gekannten Zwang, ihre Einzigartigkeit unter Beweis zu stellen. Stadtkulturen entstehen neu (vgl. Berking/Löw 2008). Es existiert ein breites Alltagswissen über die Besonderheiten und Besonderungsstrategien von Städten, das vor allem in Zeitungen und Zeitschriften öffentlichkeitswirksam verhandelt wird. Fast täglich sind Sätze wie die folgenden zu lesen: „Es gibt drei Arten von Städten in Deutschland: Städte wie München, in denen viel Geld verdient, aber auch viel Geld ausgegeben wird; ein Blick auf die Cafès, die Läden und die Sportwagen auf der Maximilianstraße lässt keine Zweifel zu. Dann gibt es Städte, in denen fast überhaupt kein Geld verdient wird, aber dieses Nichts um so entschlossener auf den Kopf gehauen wird: Berlin zum Beispiel. Und es gibt Frankfurt, eine Stadt, in der enorm viel Geld verdient und fast keines ausgegeben wird“ (*Merian Frankfurt*, Heft 9, 2003: 136). Oder: „München zu bussibussi, Hamburg zu kühl, Köln zu schwul, also: Leipzig“ (*Süddeutsche Zeitung*, 17./18. März 2007: III). Schließlich auch: „Städte sind wie Menschen. Köln ist der joviale Saufkumpan, Berlin der unrasierte Szenedichter, Amsterdam die hennahaarige Haschischbraut“ (*Spiegel Online*, 13. Juli 2007). Immerhin eine kurze Meldung ist der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* wert, was im *Zeitmagazin Leben* (Nr. 32, 2. August 2007: 7) sogar als Karte abgedruckt wird: In welcher Stadt welche Suchbegriffe bei Google besonders häufig eingegeben werden: „Begriffe wie Melancholie, Faulheit und Kultur werden in Deutschland nirgends häufiger bei Google eingegeben als in Berlin. Münchner interessieren sich demnach besonders für Karriere, Profit, Sport und Freude. Die Hamburger liegen bei Lust, Spaß, Arroganz und Hass vorn. [...] Nach den Begriffen Seitensprung und Leidenschaft wird am häufigsten von Augsburg aus gesucht. Dem Kuss spüren am häufigsten die Ulmer nach,

dem Sex die Menschen in Osnabrück“ (*Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 3. August 2007: 7). Die Eigenlogik von Städten zu denken und spezifische Lösungen für die gesellschaftlichen Herausforderungen zu entwickeln, ist eine weit reichende, aber lohnenswerte Aufgabe für Forschung und Politik gemeinsam.

Literatur:

- Allmeninger, Jutta (2008): Das Nest zieht in die Stadt: Die Entwicklung der Sozialstruktur, weibliche Lebensentwürfe und das Leben in der Stadt. In: Schader-Stiftung (Hg.), Zuhause in der Stadt – Herausforderungen, Potenziale, Strategien. Dokumentation der Konferenz am 17./18. Juni 2008 in Darmstadt, Darmstadt: Selbstverlag Schader-Stiftung, S. 32- 39
- Berking, Helmuth/Löw, Martina (Hg.) (2008): Eigenlogik der Städte. Neue Wege für die Stadtforschung. Frankfurt am Main/New York: Campus.
- Dilger, Thomas; Fürst, Hans (2008): Urbaner Wandel und Migration – Renaissance der Stadt? In: Deutsche Zeitschrift für Kommunalwissenschaften. 47. Jg. 2008/1, S. 89-105
- Koolhaas, Rem (2000, Orig. 1995): Whatever Happened to Urbanism?, in: Miles, Malcolm/Hall, Tim/Borden, Iain (Hg.): The City Cultures Reader. London/New York: Routledge, 327-329.
- Jekel, Gregor; Frölich von Bodelschwingh, Franciska (2008): Stadtpolitik und das neue Wohnen in der Innenstadt. Wohnungsangebot, Anbieterstrukturen und die Bedeutung neuer Wohnformen für die Stärkung des Wohnstandortes Innenstadt. In: Deutsche Zeitschrift für Kommunalwissenschaften. 47. Jg. 2008/1, S. 13-35
- Siebel, Walter (2008): Wohnen in der Innenstadt. . In: Deutsche Zeitschrift für Kommunalwissenschaften. 47. Jg. 2008/1, S. 37-46